

## WEIBLICHE IDENTITÄT?

Der Weg, den das abendländische Denken gegangen ist, führt weg von der Vieldeutigkeit der Erscheinungen hin zu einer hierarchischen Ordnung nach Identität und Differenz. Gleichzeitig damit entstand das rationale, identische Ich Ein Ich, das seine eigene Seinsbedingung immer nur über den Ausschluß – und die Abwertung – des anderen herstellen konnte.

Ich werde in dem Artikel zu zeigen versuchen, wie diese Hierarchisierung, die bis hinein in unsere Sprache geht und gleichzeitig von ihr erzeugt wird, vor allem das Weibliche zu seinem anderen erklärt und ausgeschlossen hat.

Denn die Tatsachen, die die Welt ausmachen –  
sie brauchen das Nichttatsächliche, um von  
ihm aus erkannt zu werden.

*Ingeborg Bachmann*

Ich möchte Sie einladen zu einer Reise im übertragenen Sinn. Einer Reise, bei der ich jetzt, wo Sie dies lesen, schon zu Ihrer Reisebegleiterin geworden bin aber so ist das ja nun einmal mit der Identität. Ausgangspunkt wird die unmittelbare Gegenwart sein, von da aus geht es weit in die Vergangenheit und wieder zur Gegenwart mit einem vorsichtigen Blick auf die Zukunft. Unterwegs werden wir uns ein wenig aufhalten bei der Mythologie, der Philosophie, der Literatur und jenen Disziplinen, die unsere Erinnerung, unser Denken und unsere Sprache strukturiert und – wie wir noch sehen werden – erst nachgezeichnet und dann vorgeschrieben haben. Männer und Frauen werden uns begegnen – allerdings nehmen letztere ein wenig mehr Raum ein auf dieser Suche nach einer weiblichen Identität. Nur, und das soll am Anfang der Reise auch gleich gesagt werden, die Suche nach dem Weiblichen als einem Wert, auf den sich Frauen einfach qua Geschlecht zurückziehen können, wird vergeblich bleiben. Ich möchte vielmehr versuchen, das Weibliche als Verfahren, als Prozeß darzustellen – als Position des Nichttatsächlichen, von der aus die Tatsachen betrachtet und erkannt werden können – und nicht als Bezeichnung von etwas per se Existentem.

Aber ich greife vor, denn von Stimmen wollte ich sprechen, jenen Frauenstimmen, die erst und dank der neuen Forschung wieder ausgegraben worden sind und etwas anders gehört werden als bisher. Die erste Stimme, die *mir* einfällt – und das hängt gewiß mit meiner Vorliebe für die Literatur von Christa Wolf zusammen – ist die Stimme der Cassandra. Cassandra, Tochter des Königs Priamos von Troia und der Hekabe, hat, so will es der Mythos, von dem Gott Apollon, weil er sie liebt, die Sehergabe verliehen bekommen. Da Cassandra die Liebe des Gottes nicht erwidert, straft er sie, indem er sie zwar die Wahrheit voraussagen, ihre Prophezeiungen aber nirgendwo Glauben finden läßt, Vergebens warnt sie die Troer vor dem hölzernen Pferd, umsonst prophezeit sie den Untergang der Stadt Nicht nur glaubt man ihr nicht. man erklärt sie für wahnsinnig und sperrt sie auf Geheiß des Vaters ein Sie hat gegen alle Regeln der ~ herrschenden – Ordnung verstoßen und – Königstochter oder nicht ~ diese Verstöße werden schwer geahndet. Berufstätig durfte sie sein, und für ihren Stand kam nur ein Amt in Frage das der Priesterin. Einem Gott jedoch die angetragene Liebe auszuschlagen, das gehört sich nicht für eine Sterbliche. Da nimmt man ihr kurzerhand das Du, das Gegenüber, in dem ihre Worte Aufnahme finden und sich verankern könnten. Das ist das Grausame an ihrer Strafe, und das ist, denke ich, auch die Ursache ihres Wahnsinns Ihre Worte bleiben ohne Sinn, aber nicht weil ihnen der Sinn fehlte, sondern weil niemand sie aufnimmt. So ist das Ich der Cassandra dazu verdammt, ständig um sich selbst zu kreisen. Daran läßt sich ja auch buchstäblich irre werden, und in ihrem Wahnsinn begeht Cassandra gleich ein zweites Vergehen. Ein Vergehen, das vielleicht noch größer ist, denn sie stellt sich außerhalb der Kriegslogik, wenn sie sich mit ihrem Wehgeschrei und ihren Klagerufen andere Möglichkeiten, Lebensmöglichkeiten eben, jenseits des Tötens und der Heldenverehrung vorstellen kann. Christa Wolf gibt diesem Gegenentwurf in ihrem Roman Gestalt, und so steht heute neben dem Mythos eine andere Vorstellung, die aber

nicht nachträglich Cassandra verherrlicht, das heißt zur Heidin macht, sondern in diesem Entwurf wird das Ende der Wiederholung des Tötens als Sehnsucht eingebracht und es wird ein Blick auf das Andere geworfen. Die Romanfigur Cassandra stellt sich mit ihrem Widerspruch, ihrem Nein außerhalb des geforderten Konsensus und schließt sich einer Gruppe Gleichgesinnter an, die ebenfalls außerhalb steht und außerhalb der Stadt Troia in den Bergen lebt. Dort finden Kassandras Worte ein Gegenüber und sind sinn-voll. In Troia selbst ist nur Raum für das Eine: die Logik des Krieges, die bis hinein in die Sprachregelungen getragen wird und sich in ihnen widerspiegelt und – ihre wichtigste Funktion – die gleichzeitig ihre eigene Realität zu erzeugen imstande ist. »Und Priamos hatte einen Titel: Unser mächtiger König. Später, je aussichtsloser der Krieg wurde, mußte man ihn: Unser allermächtigster König nennen. Zweckmäßige Neuerungen ... Was man lange genug gesagt hat, glaubt man am Ende.«<sup>1</sup>

Auf das Andere, von dem ich gerade sprach, werde ich später noch näher eingehen. Hier, im Fall der literarisch imaginierten Cassandra, ist es das, was aus der Logik des Systems heraustritt; eines Systems, für das Frauen und Männer zu Objekten geworden sind.

Objekt, Gegenstand einer Vorstellung, ja, auch Gegenstand eines Vertrages zu sein, damit ist historisch gesehen allerdings eher die Position der Frau beschrieben, und wenn wir nun aus dem Mythos heraus einen Sprung ins 12. Jahrhundert machen, dann sehen wir am Beispiel von Hildegard von Bingen – Äbtissin und Predigerin, Dichterin und Komponistin, die im relativen klösterlichen Freiraum wirkte – dann sehen wir an ihr, daß sie ihren Status als Frau durchaus als Gegenstand männlicher Vorstellungen durchschaute. Sie brauchte für ihr erstes Buch noch die Erlaubnis des Papstes und seinen Segen, da die göttliche Lehre aus weiblichem Munde neuartig und bezweifelenswert war, denn »viele irdisch gesinnte Kluge verwerfen sie, weil sie von einem armen Gebilde stammt, das aus der Rippe erbaut und nicht von Philosophen belehrt worden ist.«<sup>2</sup>

Genau wie Cassandra trotzdem spricht, schreibt, komponiert und predigt diese Frau auch trotzdem. Und diesen Trotz – im Wörterbuch steht dazu: Widersetzlichkeit, Unfügsamkeit, Widerspruchsgeist diesen Widerspruchsgeist finden wir zunächst vereinzelt und in den letzten Jahrhunderten immer stärker. Die Stimmen werden lauter und widersprechen, sprechen gegen eine Gesellschaft, gegen eine Ordnung, die sie qua Geschlecht ausschließt und stattdessen Bilder, Vorstellungen, Entwürfe erfindet und diese zu Wahrheiten macht. Wahrheiten, in die sich nun aber reale Frauen hineinzwingen müssen. Der Ausschluß der Frauen von der Öffentlichkeit und vor allem die mit Verbot belegte Teilnahme an Bildungsinstitutionen scheint dann die naturhafte Minderwertigkeit der Frauen und ihre geistige Unterlegenheit zu bestätigen. So kann sich denn ein Bild des Weiblichen verfestigen, das in erster Linie ein Gegenbild zum rational denkenden und handelnden Mann wird. Und wenn dieser Teufelskreis zwar nicht aufgebrochen, nein, nur angesprochen und bloßgestellt wird für das, was er ist, wird der, die sich diese Freiheit herausnimmt, der Mund gestopft bzw. die Öffentlichkeit entzogen. Dies geschah Ende des 18. Jahrhunderts Marianne Ehrmann mit ihrer Monatszeitschrift: »Amaliens Erholungsstunden. Deutschlands Töchtern geweiht.« Dort heißt es nämlich in einer Ausgabe recht ketzerisch:

Man kümmert sich im Ganzen so wenig um dieses Geschlecht, man hat so wenig Gedult mit seiner Erziehung und Bildung, man opfert es so gerne alten Gewohnheiten und eingerosteten Vorurtheilen auf. »Die Männer« sind zufrieden, wenn ihre Weiber sich im Denken nicht von der Magd unterscheiden. wenn sie im Handeln keine Eigenarten besitzen, sondern hübsch nachbeten. was in jenen finsternen Zeiten die Großmutter vorbetete. Sie sind zufrieden, wenn sie bei ihren Weibern über die faden Unterhaltungen gähnen können. um mit mehr Recht dem Zeitvertreib außer dem Hause nachlaufen zu dürfen.<sup>3</sup>

Wenn wir nun einen weiteren Sprung in der Geschichte machen – vorbei an Frauen wie Bettina von Arnim und Rahel Varnhagen. die als Frauen der wohlhabenden Klasse ihren individuellen Freiraum in Leben und Schreiben zu erweitern suchten – dann sind wir mitten in einer Gesellschaft. in der die Industrialisierung die Klassenstruktur verändert hat und das

Bild des Weiblichen selbstverständlich den neuen Gegebenheiten anpaßt. In der Organisationsform der bürgerlichen Kleinfamilie, die durch die verschärfte Arbeitsteilung ganz und gar zur Reproduktionseinheit geworden war – Mann erwerbstätig, Frau ökonomisch völlig abhängig und ohne Zugang zu Bildungsinstitutionen – in dieser Zeit hatte die Konvenienzehe ihre Blütezeit. Sich jetzt als Frau nicht zu vermarkten, bzw. sich der Vermarktung in den Weg zu stellen, bedeutete Ehelosigkeit und das war oft gleichbedeutend mit finanziellem Elend und/oder einem »Tantendasein.« Proletarierinnen ging es auch nicht viel besser, denn hier hielten die entstehenden Arbeitervereine am Konzept des »die Frau gehört ins Haus« fest. Nur hier entsteht insofern ein interessantes Phänomen, als obwohl sich die Diskrepanz zwischen der bürgerlichen Familienideologie und den realen Arbeits- und Lebensbedingungen der Proletarier zunehmend vergrößerte, die herrschende Ideologie als internalisierte noch geraume Zeit fortbesteht.

Nun, viel hat sich seit dieser Zeit geändert, auch wenn vielleicht die heutige Gesellschaft noch ebensoviel zu wünschen übrig läßt. Wie sieht es nun aber aus mit der Forderung nach Teilnahme an einer Gesellschaft und einer Ordnung, die sich als *System* doch allererst über den Ausschluß von Frauen konstituiert hat. Anders gesagt: der konkrete gesellschaftliche Ausschluß wurde ideengeschichtlich und im Psychischen reproduziert. Wir sind nun bei jenen Bereichen angelangt, die ordnen und in Beziehung setzen und die die Wege des Denkens und Bedingungen des Seins definieren. Hier stellt nun die Position des Nichttatsächlichen die Ordnung der Dinge selbst infrage. Dazu eine sehr aufschlußreiche Überlegung, die auch noch einmal an Kassandras Schicksal erinnert:

Die Geschichte des Wahnsinns wäre eine Geschichte des Anderen, dessen, das für eine Zivilisation gleichzeitig innerhalb und außerhalb steht, also auszuschließen ist (um die innere Gefahr zu bannen), aber indem man es einschließt (um seine Andersartigkeit zu reduzieren). Die Geschichte der Ordnung der Dinge wäre die Geschichte des Gleichen, was für eine Zivilisation gleichzeitig dispers und verwandt ist, also durch Markierungen zu unterscheiden und in Identitäten aufzufassen ist.<sup>4</sup>

Dieses Zitat stammt von Michel Foucault, der in seinem Buch *Die Ordnung der Dinge* die Verbindungen zwischen Menschen, Gesetzen der Sprache, ökonomischen Faktoren und dem philosophischen Diskurs ihrer Zeit untersucht und zwar in dem Zeitraum von der Renaissance bis zum 19. Jahrhundert. Hier fängt sie nämlich an, die Vorherrschaft des Denkens in identisch, also gleich, und nicht-identisch, also anders, die Spaltung in binäre, also unversöhnliche oder dialektische, also sich aufhebende Oppositionen, die alles andere als *gleichwertig* sind. Etablieren konnte sich diese Vorherrschaft in und mit der Sprache selbst, die als symbolische Ordnung die herrschende gesellschaftliche Ordnung ja sowohl repräsentiert als auch selbst strukturiert.

Der Konsequenzen wegen für die Gegenwart wollen wir hier ein wenig verweilen und einen kurzen Blick auf die Funktion der Sprache, die Funktion der symbolischen Ordnung als identitätsbildendes Moment und damit auf ihren Werdegang *werfen*. (Meine Reiseführerinnen waren hier übrigens Helene Cixous, Luce Irigaray und vor allem Christina von Braun, bzw. ihr Buch *NICHT ICH*, wo sie eine Verbindung herstellt zwischen der Einführung der Schrift und dem Aufkommen der Hysterie.)<sup>5</sup> Genau wie die Wörter ‚Sprache‘ und ‚sprechen‘ heute noch in enger Beziehung zueinander stehen, kann man sich vorstellen, daß die gesprochene Sprache selbst ein Teil der Natur und sogar Teil des Körpers des Sprechenden war. Eine Sprache, die sich ständig veränderte, weil sie in ihrer ganz bestimmten Ausprägung ja jeweils mit ihrem Benutzer unterging. Bei den australischen Ureinwohnern wird z.B. der Name eines Menschen als Teil des Körpers gesehen und stirbt mit seinem Träger. Er darf weder ausgesprochen, geschweige denn wieder benutzt werden. Die Einführung der Schrift nun ändert die Dinge grundlegend, denn von da an ist der Ausdruck der Realität nicht länger an die sinnliche Wahrnehmung des Menschen gekoppelt, sondern die Zeichen, die Symbole *ersetzen* die Realität, weil sie als Symbole nicht mehr abhängig vom Körper ihrer Benutzer sind. Sie führen sozusagen ein Eigenleben weit über den

Tod dessen, der sie einst niedergelegt hat, hinaus. Wir haben mit der Einführung der Schrift aber nicht nur eine Trennung zwischen dem Symbol und dem, was es symbolisiert, sondern wir haben einen »Umbruch im Denken selbst«<sup>6</sup> insofern, als nun die Abstraktion von der Realität an die Stelle der Verbindung mit ihr tritt. Waren beispielsweise bis dahin Götter noch sinnlich erfassbare und erfahrene Realitäten, weil sie der Natur selbst entstammten, wird nun ein unsichtbarer Gott geschaffen, der, um als Projektion bestehen bleiben zu können, nicht geschaut werden darf. Für die Israeliten sind die Gesetze Gottes – in Steintafeln geschrieben und von Moses, als dem ‚Vermittler‘, vom Berge Sinai mitgebracht – an die Stelle des eigenen Schauens, der eigenen sinnlichen Wahrnehmung des Gottes selbst getreten.<sup>7</sup>

Zwei Sprachen bestehen also nebeneinander: die gesprochene, körpernahe Sprache, die Wissen von Mund zu Mund weitergibt, und die Schrift, als Ausdruck einer vor-gestellten, d.h. geistigen Realität, die zunehmend den Gesetzen der Logik folgt. Die Trennung von Geist und Materie hat hier ihren Anfang ebenso wie die geschlechtlichen Zuordnungen; die Materie wird an die Frau verwiesen, und das Ideal des Geistes ist der von aller Sinnlichkeit befreite Körper, reines Symbol. Da die Sprache instrumental ist bei der Bewußtwerdung des Menschen, d.h. eben vor allem bei dem Bewußtsein von seiner geschlechtlichen Identität, deuten sich hier die fatalen Folgen der zunehmenden Bedeutung und schließlichen Vorherrschaft des abstrakten Denkens bereits an.

Man kann sich die Sprache aber auch als einen Wörkertausch vorstellen, wobei die ersten Anlässe, die Menschen bewogen haben, Wörter zu tauschen, wohl im Verborgenen bleiben werden. Bekannt ist mittlerweile auch, daß Inzesttabu und Frauentausch zu den ersten Organisationsprinzipien der Zivilisation gehörten und daß auf dieser Grundregel ein komplexes System von Verwandtschaftsbeziehungen basiert.<sup>8</sup> (Apropos Frauentausch in der Gegenwart: die *Form* des Frauentausches ist als Ritual noch in der kirchlichen Trauung in England lebendig. Die Braut wird von ihrem Vater oder Bruder oder Onkel mütterlicherseits dem Bräutigam übergeben, nachdem der Pfarrer gefragt hat: »Who gives the bride away!«) Die strukturelle Anthropologie setzt nun die Regeln der Verwandtschaftsbeziehungen mit der sprachlichen Ordnung gleich, denn hier wie dort stehen die Beziehungen im Mittelpunkt: Beziehungen zwischen den Menschen und Beziehungen zwischen den Wörtern und wie der Analytiker Jacques Lacan sagt: »Keine Macht außer der sprachlichen Benennung von Verwandtschaftsgraden ist imstande, das System von Präferenzen und Tabus zu institutionalisieren.«<sup>9</sup>

Die Sprache repräsentiert also als symbolische Ordnung ein ganzes Beziehungssystem und ist, wenn wir Lacan noch einen weiteren Schritt folgen, insofern selbst identitätsbildend, als, wie er sagt, die Sprache der Ursprung der eigenen physischen Existenz als getrennt von anderen ist. Lacan sieht die Sprache als Voraussetzung der Subjektwerdung und spricht von der frühkindlichen Phase des Imaginären, wo Personen und Objekte mit affektiven Bedeutungen und imaginären Gehalten besetzt werden können und alles identisch und anwesend ist. Diese Phase endet, wenn das Kind in den symbolischen Diskurs seiner Umgebung einsteigt und sein soziales Ich sich entwickelt. Dieses soziale Ich ist nach Lacan aber nur eine Funktion der Sprache, ein grammatisches Ich, *mit* dem das Subjekt sich zwar bezeichnen, aber *in* dem es sich nie in seiner Ganzheit bedeuten kann. Dieses Ich vereinheitlicht nämlich einerseits die Diskrepanz der eigenen Wahrnehmung, ist jedoch notwendig, soll das Subjekt nicht in einem Stadium verharren, wo die – sprachliche – Abgrenzung gegen andere nicht gelingt.<sup>10</sup>

Diese Gedanken sind in etwas anderer Form aus der Psychoanalyse bekannt, wenn Freud davon spricht, daß die Herausbildung von Bewußtsein ohne die Leistung der Ichfunktion nicht möglich ist. Dies bedeutet aber eben auch, daß Veränderung und Ausgrenzung des primärprozeßhaften Erlebens für das Subjekt konstitutiv sind und die Spaltung in bewußt und unbewußt zu seinen Seinsbedingungen gehört. Lacan stimmt in diesem Punkt mit Freud überein, nur verlagert Freud diesen Prozeß ins Psychische, während Lacan ihn in der Sprache selbst verankert sieht. Die Herausbildung des Bewußtseins, des Ich, ist also im Prozeß der Subjektgenese unerläßlich, und die Ichfunktion besteht in der Kontrolle eines immer dezentralisierten Subjekts. Je einheitlicher und identischer dieses Subjekt nun zu werden trachtet, desto mehr entfernt es sich von dem, was seine Subjektivität erst konstituiert, desto mehr verleugnet es die Heterogenität seiner eigenen

Voraussetzungen.

Aber zurück zur Renaissance, denn begann mit der Einführung der Schrift die Einführung des abstrakten Denkens, beginnt hier die Verdrängung und schließliche Auslöschung der gesprochenen Sprache, wie wir sie gerade kennengelernt haben. Und es passiert noch mehr, denn obwohl das vorgestellte Denken bereits weit entwickelt ist, besteht gleichzeitig noch der Glaube an eine gegebene, d.h. natürliche und göttliche Ordnung, in der auch die Stellung des Menschen von vornherein determiniert ist. Der Blick nun, der diese Ordnung zu erkennen suchte, war in gewisser Weise rückwärtsgerichtet. Er wollte eher erkennen, im Sinne von sich erinnern und rekonstruieren, als beurteilen und aufteilen. Aber noch etwas war anders und ist heute im wahrsten Sinne des Wortes vielleicht kaum noch vorstellbar: die Sprache, die Zeichen sind ein Mittel, die Dinge, wie Foucault sagt, auseinanderzurücken, um auf die Suche all dessen zu gehen, was in ihnen gewissermaßen eine Vervandtschaft oder eine gemeinsame Natur enthüllen kann.<sup>11</sup> Mit anderen Worten, das Ähnliche, die Verbindung *zwischen* den Dingen wird gesucht. Diese Kategorie des Ähnlichen verschwindet zunehmend und an ihre Stelle treten das Urteil und die Aufteilung.

Wie kommt es nun zu dieser Diskontinuität im Denken und in der Sprache selbst, wo die Begriffe ›Identität‹ und ›Unterschied‹ zu den fundamentalen Kategorien werden und was haben diese Überlegungen überhaupt mit der Frage nach der weiblichen Identität zu tun? Nun, hier beginnt für die Frau die Festschreibung – und ich meine das im wörtlichen Sinn – des Ausschlusses und die Festschreibung an die Ränder: die Ränder der Gesellschaft, der Sprache, des Denkens und der Psyche. Das Wesentliche dieses Umbruchs von der Suche nach Erkenntnis als einem Sich-erinnern hin zum abstrakten Denken, das Ordnungen herstellt, ist dies, daß die Zeichen selbst zu einem geschaffenen und geregelten System der Repräsentation werden. Bezogen auf die Ökonomie bedeutet dies, daß das Geld nicht länger nur Tauschmittel ist, sondern selbst einen Wert enthält, und bezogen auf die Sprache bedeutet dies die Erstellung eines Regelsystems und einer Gliederung – nämlich der Grammatik. Da ein Gedanke sprachlich nicht in seiner Totalität darzustellen ist, stellt die Sprache ihn in einer linearen Folge dar. Das hat die gesprochene Sprache auch getan, tun müssen, aber nun haben wir ein Ordnungsprinzip, das die Sprache nach grammatischen Regeln strukturiert und fixiert. Allerdings ist dieser Prozeß eben bei weitem nicht so harmlos, wie dies zunächst den Anschein haben mag, denn zum einen wird die Sprache nach den Gesetzen einer Logik geordnet, die aus dem projektiven Denken, d.h. dem Denken in Idealmodellen abgeleitet ist und sie wird umgekehrt zum Mittel, sowohl das Sprechen als auch den Menschen, der als Sprechender in dieses System eintritt, nach den Gesetzen der Logik zu formen. Die logische, vorgestellte Sprache beginnt sozusagen den Menschen zu sprechen. Als Prozeß vollzieht sich dies in der allmählichen Unterwerfung der mündlichen, gesprochenen Sprache unter die Gesetze der Sprache des abstrakten Denkens, der Logik. Ohne die Schrift und die zunehmende Bedeutung des Buchdrucks hätte dies alles nicht vorstatten gehen können, denn nun ist es die Hauptnatur der Sprache, geschrieben zu werden. »Die Töne der Stimme bilden nur noch die vorübergehende und vergängliche Übersetzung davon, ... Auf jeden Fall ist das Sprechen seiner Kräfte beraubt; ... es ist nur der weibliche Teil der Sprache, gewissermaßen ihr passiver Intellekt. Die Schrift ist der handelnde Intellekt, das ›männliche Prinzip‹ der Sache. Sie allein enthält die Wahrheit.«<sup>12</sup> Der hier beschriebene Vorgang könnte ebensogut die Unterwerfung der Materie durch den Geist genannt werden, wo die Vorstellung oder Idee von etwas wichtiger wird als die Sache selbst, und in dem Postulat von Descartes: »Ich denke, also bin ich« führt das »ich denke« ja auch konsequent zur Seinsbestätigung. Aber – und das folgende Beispiel bewegt sich selbst bereits in den Kategorien dieses Denkens – genau wie der Herr nur dann seine Identität als Herr wahren kann, wenn er einen Sklaven hat, der ihn in seiner Position als Herren an-erkennt, muß dieses logische Denken sich ein Gegenüber erschaffen, von dem aus es erkannt werden kann. Das heißt also das Eine, das Subjekt, braucht das Andere, das Objekt, und bezogen auf die natürliche Geschlechterdifferenz heißt dies, daß diese zunehmend ausgeschaltet und stattdessen Entwürfe hergestellt wurden. So wurden Oppositionspaare geschaffen, die das Andere aber eben nicht zum *gleichwertigen* Gegenstück des

Einen deklarierten: Subjekt/Objekt, Wahrheit/Lüge, identisch/nicht identisch, Mann/frau, aktiv/passiv. Die Liste ist endlos. An dieser Stelle gehen wir noch einmal zurück zum Mythos. Diesmal zu Helena in Goethes *Faust*, zu der frau, um die ja scheinbar der ganze Krieg angezettelt wurde. Sie ist wieder in Sparta und blickt auf die Ereignisse zurück, ohne sich selbst zu erkennen und ohne sich zu er-innern. Sie spürt ihr Inneres, sie spürt sich selbst nicht mehr:

War ich das alles? Bin ich's? Werd ich's künftig sein – das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden? ... Es war ein Traum, so sagen ja die Worte selbst. Ich schwinde hin und werde selbst mir zum Idol.<sup>13</sup>

Das Wort Idol ist von dem Griechischen eidolon, d.h. Bild abgeleitet. Und dazu noch einmal Christa Wolf:

Das lebendige Gedächtnis wird der frau entwunden, ein Bild, das andere von ihr sich machen werden, ihr untergeschoben: der entsetzliche Vorgang der Versteinerung, Verdinglichung am lebendigen Leib. Ahnt man, ahnen wir, wie schwer, ja, wie gefährlich es sein kann, wenn wieder Leben in die Sache kommt, wenn das Idol sich wieder zu fühlen beginnt, wenn es die Sprache wiederfindet?<sup>14</sup>

Was Christa Wolf hier zusammendenkt, bzw. die Verbindung, die sie herstellt zwischen dem Vorgang der Verdinglichung – was ja auch heißt, zum Gegenstand von Projektionen gemacht zu werden – und dem der Wiederbelebung, der Voraussetzung für das eigene Sprechen ist, diese Verbindung will ich hier aufschlüsseln und erweitern. Der Siegeszug der Logik, des abstrakten Denkens – und ich finde hier die Kriegsmetapher angebracht – hat nämlich konkrete Männer zur Ausführung seiner Geschäfte gebraucht und benutzt, sie aber auch gleichzeitig seinen Gesetzen unterworfen. Nur für die frau ist dieser Prozeßbauch die Etablierung ihrer Sprachlosigkeit. Ihr gesellschaftlicher Ausschluß findet seine Entsprechung in der Welt der Vor-stellung, des logischen Denkens, das die Sprache nach seinem Bild kodifiziert, in dem wiederum frauen nur als Be-schriebene im wÖrtlichen Sinne existieren. Insofern als frauen nicht teilhaben bzw. rausgehalten werden aus allen wortschöpferischen und sprachlichen Instanzen, sind nicht nur ihre Vorstellungen in der Sprache auch nicht enthalten, sie müssen sich darüberhinaus in einer Vorstellungswelt zurechtfinden, in der es ihre Erfahrungen nicht gibt. Auch im Bereich der bildenden Kunst sehen wir den Vorgang der Verdrängung von realen frauen als Produzentinnen, um desto besser zu Kunst- oder Kulturprodukten werden zu können. Von nun an schaffen und inszenieren Männer Weiblichkeit nach ihrem Bilde – wie einst Gott die Menschen nach seinem Bilde schuf – und hatte es im Mittelalter noch selbständig arbeitende Künstlerinnen gegeben, haben Frauen zunehmend nur noch als Modelle Zugang zur künstlerischen Welt. Simonetta Vespucci ist kaum bekannt, wohl aber ihre Verewigung auf der Leinwand als die Venus von Botticelli, wo sie zur Verkörperung der idealen Vorstellung von Weiblichkeit wird.<sup>15</sup>

Ein konkretes Beispiel der Verdrängung von Frauenwissen als mündlich überliefertem und der Verdrängung dieser Frauen selbst ist im Bereich der Medizin zu finden. Geschichtliche Zeugnisse lassen keinen Zweifel daran, daß der Beruf der Hebamme bis zum 17. Jahrhundert vorwiegend von Frauen ausgeübt wurde. Im antiken Rom gehörten drei Frauen zum Team der Geburtshelferinnen: eine Hebamme, ihre Assistentin und eine Priesterin, und noch im 15. Jahrhundert sind z.B. in der Malerei ausschließlich Frauen als Geburtshelferinnen dargestellt.<sup>16</sup> Gleichzeitig mit der Kodifizierung des Wissens – der Sprache durch die Schrift – ging die Unterdrückung der Frauen einher. Im Verbund mit der Kirche wurden gerade Hebammen und Heilerinnen zu Hexen gebrandmarkt – allerdings erst, nachdem sie ihr Wissen, oft unter der Folter, weitergegeben hatten. Ihre Berufsbezeichnung wird im Verlauf dieses Prozesses immer mehr zum Synonym für Aberglauben, Ignoranz und Hexenkünste. Es ist nicht verwunderlich, daß Kirche und Medizin sich hier einig waren, denn diese Frauen kannten sich nicht nur mit der Geburt aus, sondern auch mit Empfängnisverhütung und Abtreibung, und der männliche Macht-

und Kontrollbereich mußte auch und gerade auf dieses Gebiet ausgedehnt werden, und wieder ist die Schrift instrumental.

Ich möchte hier noch einmal auf Christina von Braun zurückkommen, denn sie sieht in der allmählichen Übernahme der gesprochenen Sprache, der Muttersprache, wie sie sagt, durch die Sprache des abstrakten Denkens, die Vatersprache, sie sieht in dieser Übernahme auch den Verlust der Unterscheidung zwischen den Geschlechtern.

Wenn nämlich jegliches körpernahe Sprechen von den Gesetzen des abstrakten Denkens vereinnahmt und die Schriftsprache zur gesprochenen wird, heißt dies ja auch, daß nun das Sprechen und die geschlechtliche Identität der Menschen nach den Gesetzen der Logik geordnet werden. Diese Logik verweist künstliche Rollenzuteilungen an die Geschlechter. Sie hat Mann und Frau eine Funktion, einen Sinn zugewiesen, die außerhalb ihrer Bestimmung liegen, die aber zu ihrer Bestimmung geworden sind. Der Mann wird die Verkörperung des schöpferischen Geistes, der also spricht, und die Frau, die Materie, wird zur Verkörperung der Sprachlosigkeit. Daraus folgert von Braun: Die Frau spricht nicht mehr, also gibt es sie auch nicht mehr als Geschlechtswesen. Die Frau ist als Materie nämlich vereinnahmt, d.h. aufgegessen worden und gibt gleichsam das Fleisch ab für die Entstehung einer künstlichen Frau im Kopf des Mannes, einer künstlichen Kreativität. Die Frau wird sprachlos, damit sie zur Verkörperung männlicher Sprachgewandtheit, zur Materie einer erfundenen Weiblichkeit werden kann.<sup>17</sup>

Ich hatte eingangs die dritte Kategorie des Wissens erwähnt – das Ähnliche – und vielleicht blieb dort als Erinnerung das Wissen um die Unvollständigkeit beider Sexualwesen enthalten. Im Gegensatz zum klassischen Denken, wo das Subjekt, das Eine, das Identische über das Objekt, das Andere, das NichtIdentische immer wieder zu sich selbst gelangt. Die hier eneugte Bewegung auf den Anderen hin ist ein von der Logik produziertes Begehren und geht einher mit Aneignung. Diese Logik kalkuliert nämlich folgendermaßen:

1. Woher kommt das Begehren? Aus einer Mischung von Verschiedenheit und Ungleichheit. Befinden sich beide Glieder eines Paares in einem Zustand der Gleichheit, gibt es keine Bewegung. Bewegung wird immer durch Verschiedenheit der Kräfte ausgelöst. (Eine Folgerung, die sich auf physische Gesetze stützt.)
2. Kleine verstohlene Verschiebung: die *sexuelle* Verschiedenheit bei *gleicher* Kraft ruft also keine Bewegung des Begehrens hervor. Nur die *Ungleichheit* löst das Begehren aus, ein Begehren nach – Aneignung.

Von hier ist der Schritt zu Freud und seinen Exkursen über das weibliche Begehren, nämlich daß es, wie er sagt, nur eine Libido gebe, die selbst kein Geschlecht habe, daß aber immerhin die Zusammenstellung *weibliche* Libido *jegliche* Rechtfertigung vermissen lasse, dieser Schritt ist dann tatsächlich ein logischer. Wir sind im Bereich des Psychischen angelangt, und es verwundert nun nicht mehr, daß Freud – der Logik des Einen folgend – nur eine Sexualität, nämlich die männliche findet.<sup>19</sup> Seine Theorie ist bekannt: die weibliche Lage ist auf einen anatomischen Defekt zurückzuführen und die sexuelle Verschiedenheit wird erst nach der phallischen Phase offenbar, die sowohl Jungen als auch Mädchen durchmachen. Bis dahin ist das Mädchen eine Art kleiner Junge: die genitale Organisation der kindlichen Libido ist auf die Gleichwertigkeit aktivmännlich ausgerichtet, die Vagina ist noch nicht entdeckt. Somit entstehen auf der Grundlage des vorgestellten Denkens ein Lehrgebäude und ein ganzer Deutungskatalog, die die Frau als Sexualwesen für abwesend erklären. Gerade in der Hysterietheorie wird dieses deutlich, denn hielt sich seit der Antike bis ins 19. Jahrhundert noch als Ursache der hysterischen Erkrankung die Vorstellung eines unbändigen weiblichen Geschlechtstriebes, wird erst die Gebärmutter als Ursache, dann der weibliche Geschlechtstrieb als potentieller Erreger der Symptome ausgeschlossen. »Die Vorstellung von der Existenz, geschweige denn Unmäßigkeit eines weiblichen Geschlechtstriebes erscheint wie der größte Irrtum abendländischer Wissenschaft.«<sup>20</sup>

Es paßt nun aber gleichfalls weder in die Logik des Einen, noch zur herrschenden Moral, daß

Verführung zur Ätiologie hysterischer Symptome führen könnte. Freud gibt seinen Vermutungen diesbezüglich 1896 zwar Ausdruck, nimmt sie aber später zurück und verweist die Verführung durch den Vater, von der ihm so viele seiner weiblichen Patienten erzählten und die *ihm* so viele »peinliche Stunden« bereiteten, in den Bereich der Phantasie. Daraus folgt dann a) hysterische Symptome sind von Phantasien und nicht von realen Begebenheiten abzuleiten und b) die Phantasien von der Verführung durch den Vater sind für Freud Ausdruck des typischen Ödipuskomplexes beim Weibe.<sup>21</sup>

In ihrem Roman *Altweibersommer* kommt Pola Veseken über die literarische Nachahmung der analytischen Methode zu ihren eigenen Erfahrungen und zu ihren eigenen Erinnerungen, die, weil sie nicht erst durch die analytische Deutungsschleuse gehen müssen, die Verführung durch den Vater ans Licht bringen:

Ein Vater! Viele!!! Diese verkrampften Hände! Nicht um das Seil! Um den Hals! Egal um welchen Hals welchen Vatermannes, der mit der Tochter Schummelliebe treibt, der zurücknimmt, was er mit den Blicken ergeilt – unterm Wohlgefallen! Der mich an die Preisgabe fesselt – der! Mich! Die, die Vatermänner, die uns an die Prostitution, die getanzte, gesprochene, gemalte, die politische ausgeliefert haben – alle unsere Lebensversuche unterm Als-ob-Blick unserer väter, verkehrt worden in unserer Kinderzeit mit der gemeinen hinterhältigen Geilheit. Sein wohlgefälliger Blick ermunterte uns zu produzieren, wie es ihm, ihm, ihm gefiel.

Kein Kinderschutzbund verhindert, daß die kleinen Mädchen eingesperrt werden in das Rückspiegelglas der väterlichen Blicke. Und nie dürfen sie ihre ihnen früh verordnete Liebe ausprobieren – ja nicht! Verdammt für immer, diesen Blick suchen zu müssen.<sup>22</sup>

Was diese Frau sich hier unter großen Mühen zurückholt, bzw. was dem analytischen Deutungsmuster abgetrotzt wird, ist der Zugang zu ihrem Begehren – ihrem weiblichen Begehren. *Wir* verweilen an diesem Punkt aber vor allem deshalb, weil dieses Beispiel exemplarisch ist für jene psychischen Operationen, die Frauen zu leisten haben, wenn die ödipale Situation als übergreifendes Deutungsmuster angenommen wird. Der Psychogenese des Subjekts sind wir im Zusammenhang mit Lacan bereits begegnet. Was allerdings, nach Freud, noch dazugehört, ist dies, daß die Annahme der Stellung im ödipalen Dreieck, d.h. die Zerstörung der imaginierten Einheit mit der Mutter durch den Vater sich vollzieht. Wir sind wieder beim Inzesttabu und dem Gesetz des Vaters, wobei der tatsächliche Vater keine Rolle mehr spielt. Er ist in diesem Prozeß nur noch als Symbol, als Gesetz vorhanden.

Aber wenn in der psychischen Entwicklung der Vater nur als Symbol vorhanden ist und sich das Begehren des kleinen Mädchens in der prä-ödipalen Phase *auch* auf die Mutter richtet, ist zum einen für die wahrgenommene Verführung durch den geschlechtlichen Vater kein Platz in der symbolischen Ordnung und bleibt zum anderen das geschlechtsspezifische Begehren des kleinen Mädchens unverankert. Es wird abgespalten und zur Begierde. Freud hätte also ein Dilemma mit den Hysterikerinnen haben können, aber von der Grundannahme der einen Sexualität und der Symbolfunktion des Vaters ausgehend, wird das geschlechtsspezifische Begehren des kleinen Mädchens einfach in den Bereich der Phantasie verwiesen und so entsteht, was Luce Irigaray »einen kleinen Nebengewinn für den Vater« nennt, denn dieser braucht *sein* Begehren nicht anzuerkennen.<sup>23</sup>

So, und wenn wir hier einen Moment innehalten, dann sehen wir, daß wir in großen Zügen den Weg des abendländischen Denkens zurückgelegt haben. Es ist ein Weg der Analyse, des Verzichts auf die Vieldeutigkeit der Erscheinungen zugunsten der Organisation in eine Ordnung nach Identität und Differenz, des Monotheismus und des Verzichts auf Subjektivität zugunsten gesicherter Objektivität. Wir sind auch der Etablierung der einen Sprache, der einen Sexualität und der Geschlechtlichkeit dieses Denkens selbst auf die Spur gekommen, das Frauen stets einen doppelten Ort zuweist, indem sie nämlich sowohl innerhalb als auch außerhalb dieser Ordnung stehen. Innerhalb, weil sie das notwendige Andere verkörpern und zur Materie einer erfundenen

Weiblichkeit werden, außerhalb, weil aus den produzierten Bildern und den kulturellen und konkreten Zuschreibungen trotz Identifikation mit diesen immer noch ein Rest herausfällt. Ein Rest, der bei erfolgreicher Identifikation gar nicht mehr erreichbar ist und vielleicht der Ahnung der Schmerzen wegen – auch gar nicht erreicht werden will: oder aber, und das ist wohl das wirklich Tragische, das System funktioniert so perfekt und ist so vollkommen internalisiert, daß Frauen selbst dessen Aufrechterhaltung garantieren, wenn sie gerade in der Mutter-Tochter-Beziehung unbewußt ihre eigene Verdinglichung inszenieren und das Einverständnis der Tochter zum gleichen Prozeß fordern.

Und selbst dann, wenn die Identifikation nicht völlig gelingt und wenn den Konzepten und Bildern Widerstand geleistet wird, drückt sich in den Verweigerungsformen das zwiespältige Verhältnis zwischen Anpassung und Verweigerung oft darin aus, daß die Aggression gegen den eigenen Körper gerichtet ist. Auch dies, der Angriff auf den eigenen Körper, ist in gewisser Hinsicht insofern logisch, als die Autoaggression ein hohes Maß an Selbstentfremdung voraussetzt, und der Körper der Frau, der gar nicht mehr als eigener wahrgenommen wird, ist ja, wie wir gesehen haben, auch buchstäblich ein beschriebener, ein hergestellter und ein erfundener. Abgespalten von der eigenen Wahrnehmung wird dann in der Tat ein künstliches Produkt angegriffen.

Da haben wir also eine Ordnung, eine Logik, die nicht nur in jeden Bereich unseres Seins eingedrungen ist, sondern die umgekehrt Menschen produziert, die ihren Fortbestand sichern. Als Subjekte kommen wir zwar nicht ohne das sprachliche System aus, werden aber von einer Schriftsprache gesprochen, die sexuelle Differenz nicht länger enthält. Die sexuelle Differenz, die sich in unserer Sprache wiederfindet und von ihr erzeugt wird, ist nicht länger ein *Ausdruck* dieser biologischen Differenz, sondern der ihr zugeschriebenen Werte. Wir sind nach den Gesetzen der Logik vereinheitlicht. Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, daß jede Ideologie letztlich Gefahr läuft, innerhalb der vorgegebenen Strukturen zu operieren. So auch die feministische, wenn sie versucht, das Weibliche zu dem Einen und das Männliche zu dem Anderen zu erklären, denn jede Ideologie muß vereinheitlichen, um wirksam sein zu können, und muß all die Widersprüche herauslassen, die diese Einheit stören. Auf diese Weise werden aber neue Tabus geschaffen, und die Oppositionspaare – allerdings mit umgekehrten Vorzeichen – werden beibehalten.

Nein, ich denke – und so kommen wir am Ende unserer Reise bei der Poesie, den Träumen und der Gestalttherapie an – ich denke, wir können das glatte Funktionieren der Logik stören, wenn wir wieder Zugang zu dem finden, was sie aus ihrem System herausdrängt. Dieses ist aber eher eine Sache der Verfahren und Methoden denn der Inhalte. Das Weibliche kann dann nämlich als *Prozeß* Sand im Getriebe sein, um die verlorengegangene und wegrationalisierte sexuelle Differenz wiederzugewinnen.

Und erste Ansätze gibt es tatsächlich schon seit einiger Zeit. So hat vor allem die literarische Avantgarde im ausgehenden 19. Jahrhundert den Zerfall des einheitlichen und rationalen Ich, das denkt und also ist, postuliert. Schreibend wurde versucht, wieder hervorzuholen, was der Verdrängung anheimgefallen ist, und gerade die poetische Sprache kann die IDgik mit ihrer Form unterminieren, indem sie die Grammatikalität und Eindeutigkeit der Sätze stört. An die Stelle des kommunikativen Sprechens, dessen Vorbedingung immer das rationale Subjekt ist, können Widersprüche und Vieldeutigkeit als gleichzeitig auf der sprachlichen Ebene anwesend erscheinen. In gewisser Weise haben hier jene Elemente überlebt, die einst Teil der Muttersprache, des körpernahen Sprechens waren.<sup>24</sup>

Der Traum hat von jeher die IDgik auf den Kopf gestellt und befreit von einer Symbolik, die die Inhalte wieder vereinheitlicht und deutet, und so bietet vor allem die Form des Traumes eine unlogische Art der Erkenntnis. Alles sagt Ich im Traum, bzw. alle Teile sind ein Ausdruck des Ich der Wahrnehmung und stehen gleichwertig nebeneinander, ohne daß das rationale Subjekt sie ordnet und in eine hierarchische Struktur bringt. Die unlogische Form des Traumes hat in Bereichen wie der Poesie überlebt. In einer rationalen Gesellschaft ist für die Vieldeutigkeit kein Platz -sie muß verdrängt werden -denn um ihrer Einheitlichkeit und ihres Funktionierens willen

muß diese Gesellschaft moralische Menschen erzeugen. Menschen, die Moral an die Stelle der eigenen Gefühle setzen und somit beherrschbar werden, weil die eigenen Gefühle und Wahrnehmungen unbewußt bleiben.<sup>25</sup>

Hier denke ich, hat die Gestalttherapie ihren Platz als eine Therapieform, die den Kontext mitdenkt und den Kontakt als Fokus hat *und* bei der der Körper wieder eine Stimme, wieder seine Stimme finden kann. Denn ich glaube, daß eine kognitive Therapieform, die körperliche Phänomene nur als Symptome eines zugrundeliegenden geistigen Problems nimmt, nichts von der körperlichen Entfremdung aufhebt. Die körperliche Realität ist die Grundlage unserer Erfahrung und Wahrnehmung, und diese gilt es wieder zu beleben als Unterstützung dafür, *daß* (und nicht erst *wenn*) das Idol sich wieder zu fühlen beginnt und es seine Sprache wiederfindet.

Wir sind am Ende unserer Reise angekommen, und ich möchte mich mit meinen Wünschen und Hoffnungen verabschieden. Wünschen, die ich eingekleidet und vermischt habe mit den Worten einer anderen Frau:

Überall beobachte ich, wie sich zwischen Individuen der gleiche Kampf um das Beherrschen reproduziert, der zwischen den Klassen, Völkern usw. wütet. Ist das System bruchlos! Unumgänglich! Mein Begehren sagt mir, daß es auch andere Begehren geben muß, dem meinen ähnlich. Wenn mein Begehren möglich ist, beweist dies: das System ist bereits durchlässig.

Es muß Beziehungsmöglichkeiten geben, die verschieden sind von denjenigen, die die tradierte männliche Ökonomie vorschreibt. Ich suche also, eiliger und dringlicher, einen Schauplatz, auf dem eine andere Art von Tausch produziert wird, ein Begehren, das nicht Komplize der alten Geschichte vom Tod ist. Dieses Begehren würde *die* Liebe erfinden, die Einzige, die sich nicht des Wortes Liebe bediente, um damit ihr Gegenteil zu verdecken: unmöglich in die dialektische Fatalität zurückzufallen, die sich mit der Erniedrigung des Einen durch den Anderen begnügt. Im Gegenteil: der Eine würde den Anderen anerkennen, und diese Anerkennung wäre die Folge einer intensiven und leidenschaftlichen Suche nach Erkennen: eine jede/ein jeder nähme endlich das Risiko des Anderen auf sich, der Verschiedenheit, ohne sich von der Existenz eines Andersseins bedroht zu fühlen; sich erweitern durch Unbekanntes, das zu entdecken wäre, zu respektieren, zu fördern.<sup>26</sup>

## ANMERKUNGEN

1 Christa Wolf: *Kassandra*. Darmstadt und Neuwied 1983, S. 75

2 Hildegard von Bingen: *Briefwechsel*. Salzburg 1965, S. 30

3 Marianne Ehrmann: *Amaliens Erholungsstunden*. Erstes Bändchen. Tübingen 1790.

Nachdruck in: Ruth-Esther Geiger, Sigrid Weigel (Hrsg.). *Sind das noch Damen! Vom gelehrten Frauenzimmer-journal zum feministischen Journalismus*. München 1984, S. 21-28, S. 22f

4 Michel Foucault. *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt 1974. S.27

5 Helene Cixous: *Schreiben, Feminität, Veränderung*. In *alternative* 108/109, 1976, S. 134-147

Luce Irigaray. *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt 1980

Christina von Braun: *Nicht ich*. Frankfurt 1985

6 Christina von Braun, a.a.O., S. 94ff

7 vgl. dazu auch Jacques Derrida. *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt 1976, vor allem S. 102ff

Derrida sieht in der Schrift ein Moment der Trennung Gottes von sich selbst. „Gott spricht nicht mehr zu uns, er hat sich unterbrochen: Man muß die Wörter auf sich nehmen. Man muß sich vom Leben und den Gemeinden lösen, sich den Spuren anvertrauen, Mensch des Sehens werden, weil man nicht länger mehr die Stimme in der unmittelbaren Nähe des Gartens hört... Die Schrift

bewegt sich auf einer gebrochenen Linie zwischen der verlorenen Rede und der versprochenen Rede.« ebd., S. 107

- 8 Claude Levi-Strauss: Strukturelle Anthropologie I. Frankfurt 1967, besonders S. 43ff
- 9 Jacques Lacan: Schriften I. Frankfurt 1975, S. 118
- 10 ebd., S. 63ff
- 11 Michel Foucault, a.a.O., S. 88
- 12 ebd, S. 71
- 13 Johann Wolfgang von Goethe: Faust II, III. Akt
- 14 Christa Wolf Voraussetzungen einer Erzählung: *Kassandra*. Darmstadt und Neuwied 1984, S. 148
- 15 Christina von Braun, a.a.O., S. 387ff
- 16 Vgl. dazu. Adrienne Rich. *Of Woman born*. London 1977
- 17 Christina von Braun, a.a.O., besonders S. 381ff
- 18 Helene Cixous, a.a.O., S. 138
- 19 Sigmund Freud. *Die Weiblichkeit*. In. *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse und Neue Folge*, Studienausgabe Bd I, Frankfurt 1969, S. 544-564
- 20 Christina von Braun, aa.O., S. 56
- 21 Sigmund Freud, a.a.O., S 551f
- 22 Pola Veseken. *Altweibersommer!*, Frankfurt/Basel 1982, S 477f
- 23 Luce Irigaray, a.a.O. , 5. 40ff
- 24 Vgl. dazu. Julia Kristeva. *Die Revolution der poetischen Sprache* Frankfurt 1978
- 25 Vgl. dazu. Elisabeth Lenk *Die unbewußte Gesellschaft*. München 1983
- 26 Helene Cixous, a.a.O, S 137